

Predigt am 1. Sonntag nach Ostern (*Quasimodogeniti*) über Jes 40, 26-31,

von Pfr. Matthias Arnold

Der heutige Predigttext ist eine Anleitung zum Schauen. Die Blickrichtung geht zunächst hoch hinaus. An den nächtlichen Sternenhimmel, der uns an die Macht und Größe der Schöpfers erinnern kann, dann aber auch hinab in die Niederungen unseres Alltags, wo uns heute das mutmachende Wort erreicht: *die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.*

Ich lese uns aus dem Propheten Jesaja, Kapitel 40, die Verse 26-31:

26Hebt eure Augen in die Höhe und seht! Wer hat all dies geschaffen? Er führt ihr Heer vollzählig heraus und ruft sie alle mit Namen; seine Macht und starke Kraft ist so groß, dass nicht eins von ihnen fehlt. 27Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagst: „Mein Weg ist dem HERRN verborgen, und mein Recht geht an meinem Gott vorüber“? 28Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der HERR, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich. 29Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. 30Jünglinge werden müde und matt, und Männer straucheln und fallen; 31aber die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.

Mit dem letzten Vers möchte ich Sie mitnehmen in dieses Prophetenwort hinein, das uns gleich eine ganze Fülle von Anregungen zum Nachdenken bietet. Es endet mit diesem Hoffnungsbild: Menschen, die auf Gott vertrauen, die auf ihn ihre Hoffnung setzen, bekommen wieder Kraft. *Neue Kraft*. Viele Menschen fragen sich in dieser Zeit: Wie lange müssen wir noch warten, bis wieder normales Leben möglich ist? Besuche, Umarmungen, Mannschaftssport, Schule, Vereinsleben, Straßenfeste, Konzerte, wann kommt das alte Leben wieder zurück, in seiner Fülle, mit seinen kleinen und großen Blüten?

Die Hoffnung nicht aufgeben, nicht resignieren, aber auch nicht träumerisch an Übermorgen denken, und dabei die konkreten Aufgaben im Hier und Heute aus dem Blick verlieren. Gar nicht so leicht ist das in diesen Corona-Zeiten!

Wie das ausschauen kann, wenn jemand an der Hoffnung festhält, das zeigt eine kleine Fabel von zwei Bienen, die am Eingang ihres Bienenkorbs in der Sonne saßen. Lange Zeit hatte ein heftiger Sturm gewütet. Seine Gewalt hatte alle Blumen weggefegt und die Welt verwüstet. „Was soll ich noch fliegen?“ klagte die eine Biene. „Überall herrscht ein wüstes Durcheinander. Was kann ich da schon ausrichten?“ Und traurig blieb sie sitzen. „Blumen sind

stärker als der Sturm“, sagte die andere Biene. „Irgendwo müssen noch Blumen sein, und sie brauchen uns. Ich fliege los!“

Die Erfahrung lehrt uns, dass Blumen wirklich an den verstecktesten Stellen wachsen. Blüten, welche den Bienen Nahrung geben, sie wachsen oft in ziemlich lebensfeindlicher Umwelt. Mitten zwischen Betonritzen brechen sie hervor. Derzeit im saftigen Gelb z.B. die Löwenzähne. Ist das nicht ein Fingerzeig, dass das Leben unglaublich zäh ist, dass es sich behauptet, weil die Lebenskraft von einer mächtigen Quelle ausströmt, die von der kleinsten Blume bis hin zum Menschen alles belebt? Als Christen nennen wir diese Kraft nicht Mutter Natur, sondern „*unseren Vater im Himmel*“. Keine namenlose vegetative Kraft, sondern ein Göttliches Gegenüber, dessen Namen *geheiligt*, also vom Menschen in Gebet und Lobpreis angerufen werden kann.

Wir sehen Gottes Schöpfermacht aber nicht nur im Kleinen, zwischen den Mauerritzen, sondern auch in den großen Dimensionen.

„*Hebt eure Augen in die Höhe und seht! Wer hat all dies geschaffen?*“, so fragt der Prophet Jesaja.

Jesaja stiftet uns an zum Staunen. Er möchte, dass wir Gottes Größe und Macht erkennen, und angesichts dieser Größe und Macht dann auch neue Hoffnung schöpfen für unser Leben. Die innere Logik ist dabei: Erkenne die gewaltigen Taten Gottes *in der Schöpfung*, dann kannst du erkennen, dass Gott stark genug ist, um auch deine Situation, *dein Leben* heilsam zu verändern und dir einen Weg zu zeigen, den du gehen kannst.

Offenbar ist es so, dass wir diese Aufforderung zum Staunen brauchen. Wir sind darauf angewiesen. Wir brauchen den Weitblick, den Weitwinkel, die Panorama-Einstellung. In den Sorgen und Nöten, die uns auf unserem Lebensweg begegnen, brauchen wir diesen geweiteten Blick. Und die Aufforderung Jesajas gilt uns auch heute noch. Ohne dieses Aufblicken, ohne das Erheben des hängenden Kopfes können wir nicht in Kontakt treten. Das gilt zunächst einmal schlicht für uns Menschen, für den zwischenmenschlichen Umgang. Gerade unter den aktuellen Bedingungen der Corona-Pandemie sind wir ja sensibilisiert für die äußeren Formen des zwischenmenschlichen Umgangs. Wir haben uns angewöhnt, Abstand zu halten und merken dabei, wie wichtig beim Reden auf Abstand der *Blickkontakt* ist. Wir schauen einander an, nicht auf den Boden und auch nicht zur Seite, sondern wir schauen uns an, wenn wir miteinander reden. Blickkontakt ist wichtig, damit das Gespräch, der Austausch der Signale und Botschaften, gelingen kann. *Hebt eure Augen in die Höhe und seht!* Ein Wort, wie geschrieben für Corona-Zeiten. Als ganz praktische Handlungsanweisung. Wie wertvoll dieser Blickkontakt ist, und sei es auch nur über den Bildschirm, erfahren wir in dieser Zeit wieder ganz neu. Wir leben als Menschen davon, angesehen zu werden. Eine gedankliche Gegenprobe macht das überdeutlich: Stellen wir uns nur einmal kurz vor, wie es wäre, sähen die Corona-Auflagen so aus: Nähe ausdrücklich erlaubt, auch Einflüsterungen ins Ohr und Umarmungen,

aber auf gar keinen Fall Blickkontakt. Annäherungen an anderen Menschen immer nur mit gesenktem Blick! Niemandem in die Augen schauen!

An solch einem Gedankenexperiment merken wir schnell, wie unverzichtbar es für uns Menschen ist, **einander anzuschauen**. Aber Jesaja möchte uns jetzt noch weiterführen. Nicht nur unter uns Menschen ist der erhobene Blick unverzichtbar, sondern *auch im Verhältnis zu Gott*. Hinschauen, Augen auf, die Gegenwart Gottes in den Blick nehmen. Nicht ständig nach den Anfängen fragen, wie das denn damals gehen konnte, mit der Schöpfung Gottes, und auch nicht in die Zukunft flüchten, und Gott nur noch einen Winkel in ferner Zukunft zubilligen, wenn ich einmal selbst nicht mehr weiterweiß. Nein, Jesaja sagt, schau, was Gott *jetzt* tut, wo Menschen *jetzt* Kraft bekommen, wo sie *jetzt* ihren Dienst tun, wo sie über sich hinauswachsen. Wie viele Beter stehen wohl hinter den Männern und Frauen, die im Krankenhaus, im Supermarkt, auf dem Gesundheitsamt und bei der Polizei für uns alle da sind? Wer gibt uns die Kraft, für unsere Kinder da zu sein, jeden Tag aufs Neue, wenn Kindergarten und Schule geschlossen haben? Der Gott, der jetzt handelt, ist derselbe, der auch das Große und Ganze, unsere Welt, in seiner Hand hält.

26Hebt eure Augen in die Höhe und seht! Wer hat all dies geschaffen? Er führt ihr Heer – also das Heer der Sterne – vollzählig heraus und ruft sie alle mit Namen; seine Macht und starke Kraft ist so groß, dass nicht eins von ihnen fehlt. Der HERR, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich.

31aber die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.

Es ist dem Propheten Jesaja ein Herzensanliegen, und er selbst wird nicht müde noch matt, seine Hörer immer wieder darauf hinzuweisen: unser Gott ist voller Schöpferkraft. Er schafft Großes und Herrliches. Seine Hörer damals weist Jesaja auf den nächtlichen Sternenhimmel hin und verkündet: All diese Lichter sind Geschöpfe Gottes. Wenn Gott Kraft für das Große und Ganze der Schöpfung hat, dann reicht seine Kraft doch ganz gewiss auch für dich. Für Jesaja ist das noch ein selbstverständlicher Zusammenhang: Gott als Schöpfer der Welt, und Gott als Herr über jedes einzelne Menschenleben.

Uns ist in der Moderne und im Zeitalter der Naturwissenschaften dieser selbstverständliche Zugang zu Gott über das Staunen angesichts seiner Werke in der Natur verlorengegangen. Unsere Welt ist beschreibbar geworden anhand von Zahlen und Modellen; und die Ausdehnung und die Entstehung unseres Universums, einschließlich des Planeten Erde, auf dem wir leben, ist in Theorien beschreibbar. Wir messen, sammeln riesige Mengen von Daten und führen diese Datenmengen zusammen, vergleichen sie und entwickeln daraus Theorien. Das ist an und für sich gut. So funktioniert Wissenschaft: Messen und Erheben von Daten, und Erkennen von Ursachen und Wirkungen. Ohne dieses Bemühen gibt es auch keine moderne Medizin. Aber im Zeitalter der Erfassung riesiger Datenmengen, die wir aus der Natur

abschöpfen können wie Wasser aus dem Ozean, verlieren wir doch als Menschen auch nur allzu schnell den Überblick über das Große und Ganze. Es wäre jetzt etwas zu einfach, dem Forscher den gesenkten Blick als Lebenshaltung zu unterstellen und dem Gläubigen den erhobenen Blick, den Blick auf Horizont und Himmel. Nach dem Motto: Wer zu viel forscht verliert den Glauben; nein, der Naturwissenschaftler ist *eigentlich* immer nahe dran am Atem Gottes; an diesem Lebenshauch, der in atemberaubender Fülle unseren Planeten Erde, diese kleine, blaue Kugel in den unermesslichen Weiten des Universums, belebt von den dunkelsten Tiefen des Ozeans bis in die entlegensten Berggipfel. Faktisch verschließen sich aber viele Naturwissenschaftler der Frage nach Gott; vielleicht weil es für sie als Wissenschaftler eine unlösbare Frage ist? Was ich nicht messen, chemisch sichtbar machen und folglich auch nicht beweisen kann, das kann ich getrost als unlösbare Frage vertagen. Wenn was dran ist, an der Sache mit Gott, dann wird sich schon noch Gelegenheit geben, ihn nach diesem Leben kennen zu lernen. Das ist im Grunde genommen die Position des Agnostikers, also des Menschen, der sagt: „Ich weiß nicht, ob es Gott gibt; aber in dieser Frage kommt man in dieser Welt auch nicht weiter.“ Diese Position klingt sympathisch, weil sie von einer *gewissen Art* von Demut zeugt. Der Agnostiker maßt sich nicht an, über letzte Fragen, wie Gott, ewiges Leben, oder Jüngstes Gericht Bescheid zu wissen. Er tritt bescheiden auf, und vertagt die Beantwortung dieser Fragen in die Ewigkeit. Wie eben schon gesagt: Wenn es IHN, den Schöpfer der Welt, wirklich gibt, da draußen, im Weltall, dann wird er sich schon noch bei mir melden, und dann kann ich auch glauben. Vorher, in dieser Welt, ist aber alles Spekulation. Aber mit dieser Einstellung bringt sich der Mensch selbst um die wunderbare Einsicht, Gott in den Erfahrungen des eignen Lebens zu finden. Und die Bibel zeigt und einen Gott, mit dem man alle Erfahrungen teilen kann. Erhebende wie Niederdrückende, und bei ihm hat auch das vor Menschen Unsagbare, tiefes Leid und große Einsamkeit, seinen Ort.

Und die Bibel? Viele Naturwissenschaftler haben sie – vielleicht schon nach der Lektüre der ersten Kapitel über die Schöpfung – beiseitegelegt und gesagt: Das kann ich nicht glauben, das beleidigt meinen Verstand. Eine Heilige Schrift, die behauptet, die Welt sei in sechs Tagen erschaffen, ist es nicht wert, auch nur eine weitere Minute meiner Zeit zu beanspruchen.

Darauf ist zu antworten. **Die Erniedrigung Gottes in die menschlichen Worte der Bibel ist kein frommes Geschwätz, sondern sie ist unbedingt ernst zu nehmen.** Gott hat es so gewollt, dass Menschen mit ihren menschlichen Worten, mit ihrem endlichen Erkenntnisvermögen und ihrer begrenzten Einsicht ihn bezeugen. Es hat Gott offenbar gefallen, sich durch *Menschen* loben, preisen und bekennen zu lassen. Dieser Lobpreis und dieses Bekennen geschieht immer aus menschlicher Perspektive! Und die war vor 2500 Jahren, als die Schöpfungserzählungen der Bibel entstanden, natürlich eine andere als im Jahr 2020 nach Christus.

Das Zum-Glauben-Kommen ist kein Hürdenlauf des Verstandes, bei dem am Ende, wenn ich alle Einwände meines Verstandes übersprungen habe, der Siegespreis des „Glauben-Könnens“

winkt. Der Glaube, von dem die Bibel spricht, ist kein bloßes „Für-Wahr-Halten“ eines göttlichen Wirkens am Anfang der Welt und auch kein sehnsüchtiges Schielen auf ein „Alles-wird-gut“ am Ende. Der Glaube ist Gottes Kraft ausschließlich für die gegenwärtige Stunde, für die Mühen und Herausforderungen, in denen wir *heute* stehen.

Wenn mich jemand fragen würde, warum ich Christ bin, so würde ich antworten: „*Ich bin Christ, damit ich wahrhaft Mensch werde.*“ Und wahrhaft Mensch werden heißt, **Gott zu loben mit dem eigenen Leben**. Nicht deshalb, um einen „himmlischen Oberlehrer“ zufrieden zu stellen, sondern um mich selbst, wie mein Schöpfer mich gemeint hat, zu finden. Selbstfindung durch Gottesbeziehung!

An dieser Stelle wage ich ein heikles Bild, ohne das wir aber an dieser Stelle nicht weiterkommen: Christwerden bedeutet, ein ganzes Leben lang von Gott erzogen zu werden. Aber uns als aufgeklärten, mündigen Menschen schmeckt das nicht. Wir wollen als Erwachsene nicht erzogen werden. Erziehung, das klingt doch allzu sehr nach Vormundschaft, nach einer Autorität über mir. Aber diese Autorität, diese gewaltige Überlegenheit über uns, sie ist da. Man muss nur die Verse vor unserem Predigttext lesen, in Jesaja, Kapitel 40, und man bekommt einen Eindruck davon, wie unendlich erhaben und groß dieser Gott über uns doch ist. Sein Verstand ist unausforschlich. Deshalb ist es ein heilloses Unterfangen mit dem Maßstab unseres Verstandes IHN, den Schöpfer der Welt, in das Koordinatensystem unseres Verstandes pressen zu wollen. Viele Menschen mögen die Frage nach Gott, nach dem Glauben, für sich so beantwortet haben: „*Wenn es ihn gibt, wenn er allmächtig und gut ist, dann kann er sich mir doch zeigen in seiner Güte und Allmacht*“.

Dieser Wunsch ist zwar verständlich, die Vorstellung dahinter ist aber gemessen an den Erfahrungen der Offenbarungen von Gottes Größe, wie wir sie beim Propheten Jesaja und auch sonst in der Bibel finden, doch reichlich naiv. Dagegen hatte der Prophet Jesaja eine Ahnung davon, wie es sich anfühlt, wenn sich Gott in seiner Größe und Allmacht zeigt. Die Schilderung seiner Berufungsvision, im Jesajabuch Kapitel 6, legt ein beredtes Zeugnis ab für die furchterregende Heiligkeit Gottes.

1 Im Todesjahr des Königs Usija, da sah ich den Herrn sitzen auf hohem und erhabenem Thron, und die Säume seines Gewandes füllten den Tempel. 2 Serafim standen über ihm. Jeder von ihnen hatte sechs Flügel: mit zweien bedeckte er sein Gesicht, mit zweien bedeckte er seine Füße, und mit zweien flog er.

4 Da erbeben die Türpfosten in den Schwellen von der Stimme des Rufenden, und das Haus wurde mit Rauch erfüllt. 5 Da sprach ich: Wehe mir, denn ich bin verloren[3]. Denn ein Mann mit unreinen Lippen bin ich, und mitten in einem Volk mit unreinen Lippen wohne ich. Denn meine Augen haben den König, den HERRN der Heerscharen, gesehen.

Wenn der Herr der Herrlichkeit einem Menschen so nahe kommt wie in der Vision dem Propheten Jesaja, dann geht das nicht ohne tiefste Erschütterung ab, die den Visionsempfänger an den Rand des Vergehens bringt.

Menschen, die sich etwas naiv wünschen, Gott solle doch mal hinter dem Vorhang des Himmels hervorspikeln, dann würde das schon klappen mit dem Glauben, denken doch vielleicht ein bisschen zu groß von den eigenen Möglichkeiten, auch von der Belastungsfähigkeit der eigenen Seele.

Aber dennoch bleibt die Frage:

Wie kommen wir in Gottes Nähe? Wie erhält unser Glaube und unsere Hoffnung Nahrung? Nun sind wir soweit, zunächst auf dem Weg der Verneinung, *via negationis*, zu antworten: Zum einen sehen wir, wie sehr die überwältigende Präsenz des Schöpfergottes den Propheten Jesaja bei seiner Berufung in Bedrängnis brachte. Und dann lernen wir von Jesaja ein Weiteres: **Wir finden in die Beziehung zu Gott nicht hinein durch die Offenbarung seiner Größe, sondern über sein väterliches Herabbeugen.** Wir bekommen das doch schon in unseren Familien widergespiegelt. Ein Mann ist vielleicht Familienoberhaupt dadurch, dass er seine Macht demonstriert und jenes erlaubt, anderes verbietet, oder mit lauter Stimme Grenzen setzt. Aber *Vater* ist er dadurch, dass er im Herzen der Kinder, durch liebevolle Zuwendung einen Platz erobert. Vater ist er als einer, der sich herabbeugt zu seinen Kindern. Patriarch dagegen kann er auch auf Distanz hin sein, Vater dagegen nur, wenn er bereit ist, sich herabzubeugen zu den Kindern, also dort, wo die Kleinen Worte flüstern oder hinter dem Schnuller etwas hervor nuscheln.

Nun sagt uns die Bibel, nun lehrt uns Jesus, dass wir als Christen einen *Vater im Himmel* haben. Wollen wir ihn kennenlernen, den *Vater*, oder sehnen wir uns nach Machterweisen, die uns Gott doch nur als Herrscher zeigen könnten, aber niemals als Vater, der er jedoch seinem innersten Wesen nach ist. Der Weg zu Gott führt nicht über die Ränder; er führt nicht über die Beantwortung der Frage, wie Gott die Welt erschuf. Der Weg zu Gott führt auch nicht über das Ende, als Mittel zum Zweck, so nach dem Motto: „Christ werde ich, wenn meine Möglichkeiten zu Ende gehen; Gott lasse ich erst ins Spiel, wenn ich als Mensch nicht mehr weiter weiß.“

Nein, Gott tritt uns in Jesus Christus aus der Mitte der Weltgeschichte entgegen. Dietrich Bonhoeffer, Pfarrer und Dichter des Liedes „*Von Guten Mächten wunderbar geborgen*“, hat hierzu Erhellendes gesagt, in einer Vorlesung, die er an der Berliner Universität über die ersten Kapitel der Bibel, über die Schöpfung gehalten hat:

Bonhoeffer spricht davon, dass wir als Menschen weder den Anfang, von dem die Bibel erzählt, ergründen können, noch das Ende, die Vollendung und den „neuen Himmel und die neue Erde“ irgendwie voraussehen können. Unsere Position ist in der Mitte, beim Kreuz Jesu, und bei seiner Auferstehung. Ohne das Wagnis des Glaubens, zu dem uns der lebendige Jesus

Christus mit seinem Geist anstiftet (*mit der Osterpredigt vom letzten Sonntag gesprochen: ansteckt!*), können wir den staunenden und vertrauenden Blick nicht gewinnen, der allein uns in die Beziehung zu Gott dem Vater hineinführt.

Der Höhepunkt der Offenbarung Gottes ist nicht die Schöpfung am Anfang; diese Schöpfung, so beschreibt es uns der Apostel Paulus, ist zwar grundsätzlich gut, weil aus Gottes guten Händen stammend, aber sie ist „angekränkt“ durch unsere Trennung von Gott. Ebenso ist auch, durch Eigensucht und immer wieder aufkeimenden Egoismus, unser Blick (*auch der Blick der Christen!*) auf die Vollendung bei Gott getrübt. Die Evangelien zeigen das deutlich, z.B. wenn die engsten Weggefährten Jesu sich über ihren Rang im Himmelreich streiten (vgl. Mk 9,33-37). Der Wahrheit über uns selbst und über unser Leben kommen wir also nur über den menschengewordenen Gott näher, dessen Königtum sich nicht in imponierender Stärke zeigt, sondern in geduldigem Dienst und grenzenloser Hingabe. Wer die Wahrheit über sich selbst und sein Leben erfahren will, der kommt um Jesus Christus, Gottes Sohn, nicht herum.

Und Jesus sagt uns heute: Die Frage nach Gott ist auch die Frage nach *deinem* Leben! Sie geht dich unmittelbar an! Dieser Gott ist ein Gott, der dich in die Beziehung ruft, kein Gott, der antritt, um die Probleme deines Verstandes zu lösen, kein Gott der Philosophen, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Diesen drei Herren, oder auch berühmten Frauen wie Sara oder Rahel brannten ganz konkrete Fragen unter den Nägeln. Sie mussten ihr Leben bestreiten in schwierigen, in herausfordernden Zeiten. Und mitten in dieser Zeit sollen auch wir als Christen unser Leben so leben, wie die zweite Biene aus unserer Fabel am Anfang: „Irgendwo müssen noch Blumen sein, und sie brauchen uns. Ich mache mich auf den Weg.“ Gott schenkt unserer Seele immer wieder Landeplätze, Blüten seines Heils, auf den wir zur Ruhe kommen, und neue Kraft schöpfen können. Die Gemeinde, die gemeinsam auf Gottes Wort hört, gemeinsam singt, auch durch sie spricht Gott zu uns. Zurzeit haben wir sie nur im Gewande der Sehnsucht, die Gemeinde. Aber vielleicht ist diese erzwungene Pause, diese Stille ja wie eine Isolier-Folie, unter der Früchte reifen, die wir jetzt noch gar nicht sehen.

Woher wir das wissen können, dass Gott seinem innersten Wesen nach Vater ist? Woher wir gewiss sein können, dass er Beziehung zu seinen Kindern will? **Wir können es nur von Jesus Christus her wissen.** „*Wer mich sieht, sieht den Vater*“ So hat es Jesus zum Entsetzen der jüdischen Oberen gesagt, dich sich doch, Gefangen in ihrem Gottesbild, Gott nur als Herrscher und Gesetzgeber vorstellen konnten. So niedrig, so greifbar, so verletzlich wie in diesem Sohn eines einfachen Mädchens namens Maria, nein, das war dann doch zu einfach, zu klein, zu wenig imposant. Und so hielt man sich damals den menschengewordenen Gott vom Leibe, mit dem Verweis auf seine Größe und Herrlichkeit. Und heute? Da zeigt man zurück, auf diese Herrlichkeit, zu biblischen Zeiten, und meint, man könne schon glauben, wenn Gott doch nur die Herrlichkeit erweisen würde, die er damals, in den Wundern Jesus, gezeigt hat. Und so zeigen die Menschen von jeher in die Vergangenheit, und meinen, so oder so müsste Gott sein, so oder so müsste Gott handeln, dann wäre Glaube möglich. **Aber Gott hat sich längst**

gezeigt. In Jesus Christus, und er stellt uns vor die Entscheidung, ob wir das gelten lassen für uns ganz persönlich: Ich glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erden, *und an Jesus Christus*, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn.

Jesus als Herrn annehmen bedeutet nicht zuletzt *auch* das:

Einwilligen in die am Kreuz Jesu gewonnene Einsicht, dass Gott auch als einer, der als abwesend erfahren wird, dennoch der Anbetungswürdige bleibt; Abschied von der Sehnsucht nach dem großen starken Gott, der schützt, eingreift, bewahrt und Leid von uns fernhält.

An den Vater Jesu Christi glauben heißt, an einem Gott festhalten, der Jesus nicht geschützt und bewahrt hat, aber der trotzdem durch Leid und Tod hindurch sein Vater geblieben ist. Ein Vater, der dazu imstande ist, das befreiende letzte Wort zu sprechen, das lebendig machende Wort.

Und so ist die Auferstehungshoffnung, die österliche Hoffnung, eine Hoffnung für uns, für die Mitte unseres Alltags. Denn Kreuze, die kennen wir ja auch auf unserem Lebensweg.

Glauben ist ein Wagnis, Glauben ist ein Weg. Wagen wir ihn, als Gottes Kinder, und lassen wir uns den Weg zum Vater durch Jesus zeigen. Er nimmt uns an die Hand, er beugt sich herab, er zeigt uns den Vater durch das Hören auf sein Evangelium.

31aber die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.

Ja, das ist Gottes Plan für uns: Dass wir mit ihm auf dem Weg sind. Wir sollen nicht unter der Last unserer Gedanken und unserer Sorgen einsinken in den Sumpf von Angst und Resignation. Sorgen können wir uns viel, in Corona-Zeiten umso mehr. Aber Sorgen machen müde. Investieren wir unsere begrenzte Kraft lieber ins Gebet und in das Lesen der Bibel. Dort empfangen wir nämlich neue Kraft, neuen Lebensmut. Dort begegnen wir dem großen mächtigen Schöpfer *als Vater*. Dort, im Hören auf Gottes Wort, beugt er sich zu uns herab.

Amen.